

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 91.

Sonntag, 12. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Du fährst unsicher“, rief Cyrille. „Da links — siehst du denn nicht? — Na ja, da haben wir's —“

Der kleine Zweifler war an der Ecke der Jägerstraße auf eine dort stehende Limousine gestoßen. Krille warf die Steuerung herum, so daß kein Schaden entstand. Aber der aus dem Schlaf gerissene Chauffeur des fremden Wagens fluchte, es gab eine kleine Ansammlung von Nachtschwärmern, aus deren Mitte allerlei Scherze zu dem Mädchen herüberflogen, und ein riesengroßer breitschultriger Schupomann zog sein Notizbuch.

Krille zitterte vor Wut. Mit halberstimmter Stimme machte er seine Angaben.

Als er ein paar hundert Meter weiter — schräg gegenüber der Estella-Bar — anhielt, knirschte er mit den Zähnen. Cyrille wagte nicht zu sprechen.

„Du bringst mir Unglück“, sagte er mit heiserer Stimme. „Ja, du. Wie konnte ich so verrückt sein, dich mitzunehmen.“

„Du hast mich abgeholt“, klang es gekränkt zurück. „Du hast mich gebeten, mitzukommen.“

„Gebeten?“, wiederholte er höhnisch. „Als ob du nicht dabei sein wolltest, um mich zu kontrollieren! Und nun kann ich die Chose eigentlich aufgeben. Wenn was dazwischen kommt, weiß man meinen Namen.“

„Dann laßt es doch!“, bat seine Begleiterin. Er würdigte sie keiner Antwort. Während er ausstieg, murmelte er: „Es kann ja nichts dazwischen kommen.“

„Willst du fort?“

„Nur einen Moment. Ich bin gleich wieder da.“

„Du vergißt ja die Mappe.“

Er beugte seinen Kopf in den Wagen. „Willst du es nicht lieber gleich dem Schupo sagen?“, zischte er drohend.

„Wenn ich aber doch solche Angst habe —“ Sie weinte beinahe.

„Herrgott, ich muß doch erst nachsehen, ob er da ist. Er sah im Arkadia so plümerant aus, daß ich hierfür nicht garantiere.“

Das Mädchen hielt seine Hand fest. „Und wenn er nicht da ist?“

„Dann muß es ohne ihn gehen — aber das wäre nur der Notfall.“

„Kann es nicht überhaupt ohne ihn gehen?“

„Willst du alles besser wissen? Sei jetzt gefälligst still oder —“ Er hob die Faust, als ob er sie schlagen wollte.

Sie duckte sich mit einem kleinen Schrei und ließ ihn gehen. Ihre Hände betasteten unruhig die Mappe. Als sie den blanken Schieber berührte, sprang das Schloß auf. Cyrille zuckte zusammen.

Draußen am Eingang der Bar warf Krille dem Nigger, der wie ein peruanischer General uniformiert war, ein Geldstück zu, das dieser mit der Behendigkeit eines Affen auffing.

„Miß Cyrille noch nicht da sein —“

Krille achtete nicht auf sein künstliches Nadebrechen und betrat die kleinen überfüllten Räume, ohne der

Garderobenfrau seinen Mantel und Hut abzugeben. Sein Blick flackerte über die Gäste, haßte einen Augenblick auf einem schwächlichen Herrn von olivgrünem Teint, der sein Glas wie zu einem stummen Gruß an den Mund führte, und suchte die Kapelle.

Da draußen saß Dollingen, müde, verfallen, die Augen tief in den Höhlen. Wie alt er heute aussieht — dachte Krille.

Er lächelte befriedigt, machte kurz kehrt und ging zu dem Zweifler zurück. Cyrille reichte ihm die Mappe, die er mißtrauisch prüfte. Sie war geschlossen.

Georg Dollingen ließ müde die Hand auf den Tasten ruhen. Wenn das hier noch lange dauerte, würde er umfallen. Es war wohl am besten, nach Hause zu gehen.

Ein kleiner Herr im Gehrock, der Geschäftsführer, schlängelte sich durch die Reihen zu ihm hin. „Pausieren Sie ein bißchen, Mann. Trinken Sie einen Koffa. Sie zahlen ja bloß die Hälfte.“

Dankbar nickte Dollingen ihm zu. Er erhob sich, um zum Büfett zu gehen. Als er auf den Gang trat, stand Krille vor ihm.

„Bravo. Ich wußte ja, daß du auf dem Posten bist. Man muß sich bloß nicht durch die Weiber nervös machen lassen.“

„Auf dem Posten?“ fragte Dollingen verwundert.

„Du siehst verdammt schlecht aus. Du müßtest hier mal raus. Reissen. Andere Luft schnappen.“

Dollingen nickte. Reisen — ja, das wäre jetzt das richtige. Möglichst weit fort oder doch wenigstens in eine andere Stadt.

Er blickte in Krilles Augen, die einen gehezten Ausdruck hatten. Zum ersten Male fühlte er etwas wie Mitleid mit ihm. Und dann — gehörten sie nicht beide zum Stamm der Ausgestoßenen, der Ausgeschlossenen? Hatten sie nicht auch andere Gesetze als jene, die im sicheren Gleis fuhren? Zum ersten Male erschien ihm Krilles Vorschlag gar nicht so absurd.

Wie war es doch? Er sollte diese Mappe da in sein Fach legen... er brauchte sie nicht einmal einem anderen zu geben... Ein Mensch, den er gar nicht kannte — das war wichtig — nahm irgendein Papier heraus und legte es nach Durchsicht wieder zurück. Morgen, vor Geschäftsbeginn, würde es wieder an seinem Platz liegen.

Noch eins war wichtig: es war kein Diebstahl begangen worden... Nur ein geschäftlicher Kampf war ausgefochten worden, in dem alle Finten und Paraden galten und wo er Sekundant war, weiter nichts... Was ging es ihn am Ende an, ob diese Motoren-A.-G. oder eine andere Firma das Geschäft machte?

Krille sah ihn unruhig an. „Du könntest vielleicht bei der Motoren-A.-G. ankommen. Ich will mal fragen. Fahren kannst du ja wie der Teufel.“ Sein Lachen war das Lachen eines alten Mannes.

„Reisen müßte man können“, sagte Dollingen müde. „Aber wovon?“

Krilles nervöses Gesicht glättete sich plötzlich. „Hier ist also die Mappe“, entgegnete er in gleichgültigem Tone. „Ich muß fort. Cyrille wartet auf mich. Heute tanzt sie hier nicht.“

Nun war er fort, und Dollingen wog die Mappe unschlüssig in der Hand. Langsam wandte er sich dem Nebenzimmer zu, wo die Garderobe des Personals war. Er dachte angestrengt, daß er reisen mußte . . . aber warum? Um Jutta Reinholden nicht mehr wieder zu begegnen, die einmal, in einer unendlich fernen Zeit Johanna Reihert gewesen war . . . Jutta . . . Plötzlich sah er sie, als ob sie vor ihm stünde . . . er sah in ihre klaren, goldbraunen Augen . . . und er begann zu zittern.

Die Mappe wurde so schwer, daß sie ihm beinahe aus den Händen glitt. Sie fühlte sich feucht und widerlich schmutzig an.

„Nein“, sagte er laut. Das Wort hing eine Weile in dem leeren Gang.

Dollingen gab sich einen Ruck und lief wie auf der Flucht den Gang entlang. Er war glücklich, als er auf den freundlichen Geschäftsführer stieß.

„Hier — die Mappe —“, stammelte er.

„Die Mappe? Was ist das für eine Mappe?“

„Nehmen Sie sie an sich und verwahren Sie sie.“ Er drängte sie dem anderen auf.

„Ist es Ihre?“

„Aber nein“, stieß Dollingen heftig hervor. „Wie sollte ich —“

Der Kleine lachte gemächlich. „Na, das wäre noch nicht das Allerschlimmste.“

Dollingen wollte sagen, daß das Allerschlimmste sei, solch eine Mappe in der Hand zu haben, aber er bezwang sich. Nur sein bittender, beschwörender Blick sprach.

„Haben Sie sie gefunden?“

„Ja . . . nein . . . das heißt: ein Gast gab sie mir. Er kommt gleich wieder.“ Er wunderte sich selber, daß er diese Ausrufe gefunden hatte.

„Das ist aber doch kein Grund zur Aufregung“, meinte der Geschäftsführer verwundert. „Ist Ihnen nicht wohl, wie? Wollen Sie ausspannen?“

„Ich bleibe schon auf meinem Posten. Lange dauert es ja heute nicht mehr.“ Seine Gestalt straffte sich wieder.

Er sah noch, wie der Kleine kopfschüttelnd die Mappe zur Garderobe brachte, und ging dann, ohne rechts und links zu schauen, zum Klavier zurück. Ein Herr von olivgrünem Teint stand ihm einen Augenblick im Wege, sagte „Pardon“ und ging an ihm vorüber.

Was für ein sonderbares „A“ er spricht, dachte Dollingen. Aber als er zum Spielen ansetzte, hatte er ihn schon vergessen. Er vergaß auch Krille und alles übrige, während er den Riggertanz begleitete.

Nur eins blieb übrig: die Scham über die Minute, wo er gezögert hatte . . . diese eine Minute, von der ihn der Gedanke an Jutta gerettet hatte . . .

Dunkel fühlte er, daß solch eine Minute genügen konnte, um ein Leben mit Bitterkeit zu füllen.

10.

Aus dem Vorzimmer klangen Vorbeds Worte, die er dem Fräulein diktierte.

„Er strömt Rede“, wickelte Herr Schädler. „Er bestaubt alle mit Phrasen, er schlägt sie den armen Hörern wie nasse Watschlappen um die Ohren. Der Scham soll ihn beißen.“

Dollingen schwieg. Er arbeitete mechanisch: es war immer noch das beste Mittel, dem quälenden Nachdenken zu entinnen . . .

Von draußen her drangen einige abgerissene Sätze in den stillen Arbeitsraum. . . . Wenn Haus und Mensch aber eine Einheit ist, so ist logischerweise der Typenbau, der von dieser Seite propagiert wird, ein fundamentaler Irrtum . . .

Die Rede wurde unterbrochen. Man hörte das Öffnen der Türe und den neuen Klang einer fremden Männerstimme.

Dollingen erhob sich in jäh erwachender Unruhe. Er ging ans Fenster und blickte auf die Straße. Drunter vor dem Haus stand ein geschlossenes Auto. Ein großer Mann mit einem buschigen Schnurrbart plauderte mit dem Chauffeur, und beide Männer sahen

ab und zu interessiert nach der Haustüre und zu den Fenstern empor.

Das alles war nichts Ungewöhnliches, aber es erfüllte ihn dennoch mit einer unerklärlichen, nie gekannten Bangigkeit.

Die Uhr schlug gerade elf, als Vorbed eintrat. Ein Herr in zugeknöpftem Mantel stand neben ihm.

„Herr Schädler, kommen Sie einen Augenblick heraus“, sagte der Architekt. „Dieser Herr hat etwas mit Herrn Dollingen zu sprechen. Es ist eine private, vertrauliche Angelegenheit.“

„Mit mir?“, fragte Dollingen erblässhend.

Vorbed antwortete nicht. Dollingen sah, wie Herr Schädler aufstand und, ihn mit einem besonderen Blick streifend, hinausging. Er sah Fräulein Eisenwein, mit großen Augen herüberstarrend, ganz Neugier und Spannung. Nun fiel die Tür zu.

Der fremde Herr kam bedächtig näher, blinnte sich im Zimmer um, als ob er dort etwas suche, und setzte sich ihm gegenüber. „Sie gestatten doch?“ Als Dollingen stumm nickte, fuhr er höflich fort: „Entschuldigen Sie die Störung. Ich möchte Sie um eine wichtige Auskunft bitten.“

„Vorüber?“ Er fühlte die Kehle wie zugeknüpft. „Ich komme im Auftrag der Motoren-A.-G. Seit heute morgen ist Herr Krille nicht im Geschäft. Sie kennen doch diesen Herrn?“

Einen Augenblick dachte Dollingen daran, Krille zu verzeugnen. Aber das hatte keinen Sinn. Er war sicher schon oft mit ihm gesehen worden. „Ich kenne ihn flüchtig.“

Der andere lächelte. „Flüchtig — das ist das richtige Wort. Ein guter Witze wie alle unfreiwilligen Witze. „Flüchtig“ kennen wir ihn nämlich auch.“

„Ich dachte doch, daß er bei seiner Firma bekannter sein mußte. Er ist doch schon zwei Jahre dort, soviel ich weiß.“

Der Fremde legte die behandschuhte Hand auf den Knopf seines Stodes. „Stimmt. Aber jetzt ist er eben — flüchtig.“

Dollingen sprang auf. „Das kann nicht sein.“

Eine Weile war es ganz still, so still, daß man das Rufen eines Zeitungsmannes auf der Straße hörte. Was rief er doch? Dollingen zermürbte sein Hirn, um die Worte zu fassen. Er fühlte sich merkwürdig erleichtert, als er „Extrablatt — die Ozeanflieger“ verstand.

Der Stod drüben schlug kurz auf das Linoleum. „Wollen Sie sich nicht lieber setzen, Herr Dollingen? Es plaudert sich dabei viel besser. Und dann — Sie sehen reichlich angegriffen aus. Sind Sie leidend?“

Dollingen sank auf seinen Stuhl zurück. „Unsinn“, entgegnete er unwirsch. „Ich bin gesund wie ein Hecht im Wasser.“

„Wohl bißchen lange gekummelt, wie?“, klang es freundlich herüber.

„Dazu habe ich kein Geld. Ich habe gearbeitet.“

„In der Estella-Bar, richtig. Es ist wohl sehr anstrengend?“

„Im Gegenteil“, erwiderte Dollingen scharf. „Es ist unterhaltend.“

„Also, Sie haben keine Ahnung, wo Herr Krille jetzt steckt?“

„Vielleicht ist er krank?“

„Sie irren. Herr Krille ist so gesund wie Sie und ich. Und in seiner Bude ist er seit gestern mittag auch nicht mehr gewesen. Er ist mit seinem Motorrad weggefahren. Sie ahnen nicht, wohin?“

Sein lauernder Blick verwirrte Dollingen so, daß er nach Worten suchen mußte. „Ich habe keine Ahnung. Wie sollte ich auch?“

„Das ist recht schade, Herr Dollingen. Sie hätten uns durch einen Hinweis oder eine Vermutung viel Arbeit erspart. Nun, in Eberswalde ist er gesehen worden. Es scheint, daß er Kurs auf Stettin nimmt. Aber in Hafenstädten ist er keineswegs sicher.“

(Fortsetzung folgt.)

Lisa heiratet nach Java.

Niederländisch-Indien war noch vor einigen Jahren ein phantastisch aussehendes Land für gute Partien, die Nachfrage nach europäischen Bräuten überstieg weit das Angebot und die meisten, die das Heimweh überwinden konnten, machten ihr Glück. Aber auch heute sind die Heiratsausichten auf Java und Sumatra noch wesentlich günstiger als in Europa und so mancher deutsche Junggeselle, der bei den Tanzabenden in den verschiedenen Klubs vergeblich nach einer passenden Frau sucht, würde sich gerne ins Ehejoch spannen lassen, wenn die Richtige käme.

Auch Ernst Diedmann, der seine hübsche japanische Haushälterin mit ihrem ewigen Lächeln bis zum Hals satt hatte, wollte heiraten, aber von einer Brautwahl konnte keine Rede sein, er mußte Tabak bauen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Zufall der beste Ehestifter sei.

Nach einem Sonntagabend im deutschen Verein, wo ihn die zwei unanbringlichen Töchter eines Gummipflanzers wieder vergeblich zur Gründung einer Familie aufgemuntert hatten, faßte er endlich einen herabhaften Entschluß und schrieb eine Heiratsanzeige für eine deutsche Zeitung, schrieb zur Sicherheit nach acht Tagen eine zweite und erwartete gespannt das Ergebnis.

Es war überraschend und fast beängstigend! Sein japanischer Diener brachte ein großes Paket von der Post, es dauerte Tage, bis Diedmann halbwegs Überblick über die Charakterbeschreibungen und Fähigkeiten seiner Bräute gewonnen hatte und sein Schreibtisch mit den Dubenden von Photos entzündender Mädchen verdeckte seine Javanerin in einige Unruhe.

Nach einer Woche beantwortete er fünf Briefe. Berichtete über sein Einkommen, beschrieb sein Haus und die Umgebung, betonte, daß er seiner Frau ein bequemes Leben bieten könne und daß sie drei Diensthoten zur Verfügung habe, berichtete auch das Notwendige über seine seelische Einsamkeit und legte ein Photo bei, das einen ziemlich beleibten Biergärtner im Tropenanzug zeigte. Von diesen fünf Briefen war jener an Lisa Schwiens seine geheime Hoffnung, denn ihr Bild entsprach ganz seinem Frauenideal, überdies besaß sie hervorragende Kochkenntnisse und stammte, wie er, aus dem Rheinland.

Es vergingen zwei Monate, die Töchter des Gummipflanzers fanden ihn auffallend kühl und verdoppelten ihre Anstrengungen, aber Diedmann hatte dafür nur ein mildes Lächeln und dachte an Lisa.

Endlich kam ihre Antwort. Sie schickte drei Photos, die ihn noch mehr entflammten, schickte ein Gruppenbild ihrer Familie inklusive Großmutter und jüngster Nichte, schrieb dazu einen sechzehn Seiten langen Brief und legte ein unbeholfenes, aber umso rührendes Schreiben ihres Vaters bei.

Die Sache ging in Ordnung, Diedmann schickte mit dem nächsten Schiff einen Scheck ab, er hatte zum erstenmal in seinem Leben basardiert.

An einem niederträchtig heißen Mittag traf Lisa ein. Diedmann schwenkte freudig seinen Tropenhelm zu dem Promenadenweg hinauf, sie starrte herunter und winkte enttäuscht zurück. Er fand sie weit hübscher als auf den Bildern, war von ihrer Stimme und Figur begeistert und wollte sofort mit ihr zum Standesamt, aber da erlebte er eine fürchterliche Enttäuschung:

Denn sie erklärte rundweg, daß er ihr nicht gefalle. Er verwies auf sein Photo, sie meinte, daß man nach Bildern nicht urteilen könne, er sei nicht ihr Typ und sie denke nicht daran, ihn und sich unglücklich zu machen.

Diedmann versuchte vergeblich sie umzustimmen, es kam schließlich zu einer gemüthlichen Auseinandersetzung, die damit endete, daß er seine Ex-Braut vorläufig bei einer holländischen Offizierswitwe unterbrachte. Es war ihm jetzt klar, daß das schlaue Mädchen nie daran gedacht hatte, ihn zu heiraten, sondern für sein Geld ihr Glück auf Java suchen wollte und es blieb ihm nur eine Möglichkeit, um die bereits ausgelegte Summe für die Überfahrt, den Reisevorschuss und die für vierzehn Tage vorausbezahlte Pension zu retten:

Lisa mußte verheiratet werden.

Und das schien überraschend schnell zu gehen. Schon nach einigen Abenden in den verschiedenen Klubs, wo er Lisa als eine entfernte Verwandte einführte, fand sich Herr Geert, ein holländischer Beamter, als ernstlicher Bewerber. Diedmann legte nach der offiziellen Erklärung seines Nachfolgers Rechnung bis auf den letzten Gulden, erhielt sein Geld und gab aufatmend zur Feier der Verlobung ein Festessen.

Doch auch Geert hatte Pech, denn er trank manchmal über den Durst, Lisa machte die Verlobung rückgängig und wohnte weiter in ihrer netten Pension, die jetzt natürlich Herr Geert bezahlen mußte, dem nichts übrig blieb, als dem Beispiel Diedmanns zu folgen:

Er mußte Lisa verheiraten, um wieder zu seinem Gelde zu kommen!

Aber das ging diesmal nicht so schnell, denn Lisa ließ sich reichlich Zeit, bis sie sich endlich für den schwerreichen Kaufmann Thilen entschied. Geert wußte kaum davon, als er schon mit sämtlichen Belegen anrückte und Diedmann als Zeugen für die Richtigkeit seiner Rechnung mitschleppte. Aber Thilen war vorsichtig und bedauerte, den Beitrag zusätzlich der weiteren Pensionskosten erst nach der Statistiken der Trauung bezahlen zu können.

Geert war wütend, fuhr mit Diedmann zu Lisa und stellte ihr einen letzten Termin: Wenn sie nicht binnen acht Tagen verheiratet sei, müßte sie mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland zurück!

Nach acht Tagen erhielt er prompt eine Einladung zur Trauung. Lisa dankte ihm und Diedmann für alles Gute und tröstete die Beiden mit der Versicherung, daß ihre zwei Schwestern bald zu Besuch kämen. Clara interessierte sich bereits für Diedmann, Bertha für Geert.

Geert und Diedmann lebten sofort einstimmig ab, aber Lisa erklärte lachend, daß das Risiko diesmal Null sei und überreichte jedem einen Brief mit den Bildern ihrer Schwestern und einer ausführlichen Charakterbeschreibung.

Eine Minute nach der Trauung hatte Geert seinen Scheck in der Tasche.

Und ein halbes Jahr später waren er und Diedmann mit Lisa verschwägert. Volkmar Fro.

Freudiges Wiedersehen.

Von Paul Cipper.

Im Verlag Dietrich Reimer erscheint soeben ein neues Buch „Freundschaft mit Katzen“ von Paul Cipper. Aus dem Buch, das in Tagebuchzeichnungen die Geschichte einer Katzenfamilie enthält, veröffentlichten wir mit Genehmigung des Verlages den nachfolgenden Abschnitt:

Ich habe einen fast schwarzen Siameser gefunden, groß und schwer, ein herrliches Tier. Morgen soll er zu uns kommen. Aber zuvor muß Mohrle aus dem Haus, weil die Gefahr besteht, daß Lulo vor Angst um ihr Kind den fremden Kater nicht duldet. Der Abschied fällt uns Menschen schrecklich schwer; aber es soll ja nur eine kurze Trennung sein. Lulo ist indifferent; sie schreit, wälzt sich und hat keine Gedanken, keinen Begriff dafür, daß ihre Kinder alle weg sind.

Der Kater Bü-Bü ist dagewesen und schon wieder fort. Es war eine kosmische Katastrophe. Langsam schritt das schwere Manntier aus seinem Transportkasten, guckte sich um und schnupperte. Da schoß Lulo in einem Flug aus der vielschichtigen Meter Spanne aus dem Nebenzimmer, und nun sahen wir Menschen nur noch unheimlich Schattensilbe in schlängelnden Windungen, bald auf den Möbeln, an der Wand, irgendwo am Plafond; Keller flogen, die Gardine zerriss, ein Stuhl fuhr — scheinbar selbsttätig — mitten in die Stube; es schrie, lautete, dröhnte, spie Feuer, rasselte, und ich möchte fast behaupten, daß wir Heldenmut ausbringen mußten, um die sich zwedlos beisenden, haßerfüllten Tiere wieder zu trennen. Lulo hat dem Kater jede Annäherung tobend verweigert.

Wo Lulo die Nacht über gewesen ist, wissen wir nicht, Sie verschwand, während ich die Transportkiste mit Bü-Bü aus der Wohnung trug, irgendwo in einem Zimmerwinkel. Als ich heute morgen beim Frühstück saß, erschien sie wie von ungefähr, müd und freudlich, schnurrte und bot mir die Zärtlichkeiten losender Umdrängung. Nur eine Weile; dann wurde sie unruhig, kletterte auf den Tisch, über Stühle, unter das Sofa, hinter den Schrank, scharte an allen Türen und sprang auf den Hängeboden im hintern Korridor; Lulo vermißte ihre Kinder! Sie fraß nicht, den ganzen Tag, wurde immer unglücklicher, lief ans Fenster, hörte auf keinen Ruf und lagte mit heiseren Rodlauten. Mohrle aber war bereits auf dem Wege zurück ins Elternhaus. Gegen Abend kam das Körbchen; Lulo umkreiste es aufgeregt, kratzte am verschlossenen Deckel, schnupperte und bemühte sich, irgendwo eine Öffnung zu erzwingen. Aus dem Spalt kam plötzlich eine kleine schwarze Pflote; das Muttertier erschrak erst, gab dann einen vogelähnlichen Schrei von sich und leckte den Fellfinger so sehr, daß die Haare naß und verklebt wurden. Mohr verhielt sich seltsamerweise völlig still.

Nun trug ich das Körbchen in mein Zimmer, unter Schwierigkeiten, denn Lulo umtanzte mich wie ein übermütig verpielter Hund. Eine Minute noch, dann war der Deckel offen; die beiden Tiere feierten ein Wiedersehen, das uns zu Tränen erschnitt.

Das Kind lief schnurstracks auf Lulo los, knuffte sie in die Flanke, fing mit lautem Geschnurr zu saugen an, indes die Mutter seinen Kopf bedeckte. Plötzlich fuhr sie in die Höhe, nahm den kleinen Körper zwischen die Vorderpfoten, versuchte ihn

hochzuwerfen, und stieß eigentümlich knurrende Töne aus. Beginn einer übermütigen, tollen Spielerei! Mohr beschlich seine Mutter, brückte Hals und Kinn ganz flach gegen die Erde, wadelte mit dem Hinterteil, das hochgestellt war und überhöht vom lyragleich schwingenden Schweif. Als Mohrle mit jähem Entschluß auf Zulo sprang, schnellte sie aus der abwartenden Kauerstellung festschreit zur Armlehne eines Sessels, mit unbegreiflichem Schwung. Beide Tiere schlugen Kabolz, jagten sich wechselfeige, und Zulo kam genau so schief dahergesprungen, bodend und hüpfend, wie ihr Kind. Immer wieder hielt sie es fest und küßte sein Fell. Mohrle jedoch wollte weiter toben, suchte die alten Spielbällchen aus Zeitungspapier, trug sie im Maul zur Mutter, legte die knisternden vor ihr nieder und verlodte sie zu neuem Jagen.

Als ich Väcklinge und Milch brachte, fraß sich erst Mohrle satt, dieweil das Muttertier beobachtend neben dem Schüssel hockte. Dann schlapperte auch sie und sättigte sich mit großem Appetit. Die Reinigung vollzogen beide wechselseitig im gegenseitigen Verlangen, einander Gutes zu tun, sprangen dann zum Hoder, der an der Heizung steht, schnurrten und bettelten sich in Schlaf. Zulo lag langgeredet, Mohrle quer über ihrem Rücken, die Beine lässig hängend in reißloser Behaglichkeit.

Geschichten um Jackie Coogan.

Geschäft ist Geschäft.

Papa Coogan hat für sein Söhnchen in Los Angeles den ersten Filmkontrakt unterschrieben. Jackie, der kleine Knirps, war nun sehr stolz darauf, daß er für sein „Spielen“ auch Geld bekommen werde. Da geschah es. Eines Nachmittags gelang es ihm, unbemerkt die väterliche Wohnung zu verlassen. Er geriet unter eine Schar Kinder. Diese verteilten eben die Rollen zu einem neuen Spiele. Fünf unter ihnen sollten die Räuber und vier Sheriffs sein. Nun bemerkte einer der Jungen Jackie, der, mit den Händen in den Hosentaschen, zuckelte. Er sprach ihn an: „Willst du nicht mitspielen? Wir könnten noch einen Sheriff gebrauchen.“ — Jackie antwortete: „Ja, ich könnte mitspielen. Aber wie viel Gage bekomme ich dafür?“

Jackie und der Functurm.

Gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Berlin äußerte Jackie den Wunsch, den Functurm, von dem er so viel hörte, zu sehen. Nun stand er am Fuße des berühmten Turmes und schaute mit Bewunderung hinauf in die Höhe.

„Wie gefällt Ihnen also der Turm?“ fragte ihn ein neben ihm stehender Filmregisseur. — „Ich bin begeistert“, antwortete Jackie, „denn hier am Fuße dieses mächtigen Turmes fühle ich mich wieder einmal so klein, wie ich noch einmal sein möchte, um wieder so viel Geld zu verdienen, wie einst.“

Jackie auf der Probe.

Direktor Haller ist berühmt dafür, mit einer Kinderpistole, während der Proben gefällt ihm etwas nicht, auf jeden Künstler, der den Fehler begangen, zu schießen und hierbei einen großen Rauch zu machen und eine gewaltige Detonation zu verursachen.

Als nun Jackie erschienen war, um an der Probe teilzunehmen, hatte Direktor Haller gerade wieder einmal geschossen. Jackie stand zuerst mit offenem Munde da. Er wußte nicht, was dies bedeuten sollte, zumal auf der Bühne ruhig weiter gelacht wurde.

Auf eine Umfrage erklärte man ihm, was für eine Bewandnis dieses Schießen habe. Kurz entschlossen ging Jackie darauf zu Direktor Haller hin und machte ihm folgenden Vorschlag: „Proben wir beide unser Stück. Wer es von uns besser macht, schießt auf den andern.“

Jackie und die schönen Mädchen.

Jackie ist jetzt 14 Jahre alt und interessiert sich neben anderem ganz besonders auch für schöne Mädchen. Wo er auch hinkommt, stellt er befriedigt fest: „Hier gibt es schöne Mädchen.“ In Paris ging er aber einen Schritt weiter. Dort versuchte er, sich in ein schönes Revuegirl zu verlieben. Allerdings blieb es nur beim Versuch, denn Papa Coogan kam dazwischen und... Jackie erlebte diesmal die erste Enttäuschung seines so jungen Lebens.

Es geschah in der Empire-Music-Hall, wo Jackie als Gast aufgetreten war. Jeanette hieß das Mädchen, war 19 Jahre alt und gefiel Jackie ausgezeichnet. Er begann mit dem Mädchen ein Gespräch. Das Mädchen behandelte ihn zwar als einen großen Filmstar, zugleich aber auch als einen kleinen Jungen. Und das ärgerte den Vierzehnjährigen. In diesen Tagen wäre Jackie gern um einige Jahre älter gewesen.

Am ersten Abend ihrer Bekanntschaft machte er

Jeanette ganz ernstlich den Hof. Er sagte dem Mädchen allerlei Schönes und Liebes und bat endlich um einen Kuß.

Das Mädchen wollte ihm schon das Verlangte geben, als Papa Coogan, der hinter einer Kulisse das ganze Gespräch mit angehört hatte, dazwischen trat. Jackie erblickte seinen Vater, wußte, daß er jetzt ohnehin den Kuß nicht bekommen werde und jagte plötzlich zu dem Mädchen: „Sie verstehen doch Spaß. Ich habe ja nicht ernstlich um einen Kuß gebeten. Das pflegen Kinder zu tun. Ein Mann nimmt ihn sich und bittet nicht darum.“

Das erste Autogramm.

Der 5½ Jahre alte Jackie kam in einer amerikanischen Stadt an. Auf dem Bahnhof erwartete ihn eine große Menschenmenge. Reporter standen mit gezücktem Bleistift, um zu notieren, was der weltberühmte kleine Knirps sagen werde, und Photographen stellten ihre Apparate ein.

Da plötzlich bahnte sich eine schöne, junge Frau den Weg, trat an Jackie heran, hielt ihm ein kleines Notizbuch unter die Nase und bat um ein Autogramm. Papa Coogan wollte die Dame schon abweisen, als Jackie die Feder ergriff und sagte: „Autogramm? Schreiben soll ich was? Das kann ich nicht. Ich gehe ja noch nicht in die Schule! Aber tribeln, wenn Sie wollen, das kann ich.“

Jackie und die Filmfabrik.

Jackie verdiente schon als Sechsjähriger so viel Geld, daß seine Eltern ernstlich den Plan erwogen, mit diesem Gelde etwas zu unternehmen. Eines Nachts, als der kleine Künstler schon eingeschlafen war, begann Mama Coogan: „Ich glaube, an unserem Kinde verdienen die Unternehmer viel zu viel. Wir müßten eine eigene Filmfabrik gründen.“

„Du hast recht“, schloß sich der Papa Coogan der Meinung an.

Nun wurde der Plan in seinen Einzelheiten durchgesprochen. Inmitten dieses Gespräches erhob der Filmstar sein Köpfchen und sagte noch immer schlaftrunken: „Filmfabrik — mir wäre lieber eine Schokoladenfabrik.“

Die richtige Lösung.

Jackie Coogan war zwölf Jahre alt. Da trat an seine Eltern der Direktor eines großen amerikanischen Orpheums heran und wollte, daß Jackie bei ihm aufträte. Papa und Mama Coogan waren mit diesem Plan einverstanden, sie konnten sich nur nicht einig werden, welche Honoraransprüche sie stellen und in welcher Form sie Jackie dem Direktor präsentieren sollten.

Sie berieten hin und her, kamen jedoch zu keinem Entschluß. Da endlich mißte sich Jackie, der während der ganzen Zeit in einer Ecke gesessen hatte, in das Gespräch ein und erklärte: „Ich weiß, wie Ihr es machen sollt! Das wird unbedingt Wirkung haben.“

„? ? ?“

„Tragt mich zu dem Direktor auf dem Arm hin.“

Familientradition.

Jackie war zehn Jahre alt, als sein Brüderchen Ruby geboren wurde. Jackie war anfänglich begeistert von dem Kleinen und verbrachte jede freie Minute bei ihm. Mit der Zeit wurde das aber ein bißchen langweilig, denn Ruby war schon drei Jahre alt und hatte noch immer keine „Beschäftigung“.

Eines Tages kam Ruby zu Jackie und bat ihn: „Du, Jackie, laß mir eine Tafel Schokolade.“

„Weißt du, Ruby“, antwortete Jackie, „es wäre schon höchste Zeit, daß du dir an mir ein Beispiel nehmen würdest. Schau, ich verdiene eine ganze Menge Geld, und als ich so alt war wie du, hatte ich hierzu den ersten Schritt bereits getan. Sieh dich also nach einer passenden „Beschäftigung“ um, dann wirst du selbst Geld für Schokolade haben und wirst nicht verlangen, daß sich dein älterer Bruder in materielle Dörfer stürzt, um deine Wünsche zu befriedigen.“

Erz und Spott

Die Kasse läßt das Mäusen nicht. „Und nun müssen Sie arbeiten“, sagte der Gefängnisinspektor zu dem eben im Gefängnis eingelassenen Häftling. „Was können Sie am besten?“ — „Wenn Sie mir nur eine Woche Zeit lassen“, erwiderte der Gefangene, „dann werde ich Ihre Unterschrift so gut nachmachen, daß Sie nichts mehr selbst zu unterschreiben brauchen.“

Kindermund von heute. „Und was willst du tun, kleine Ellen“, fragte die gute Tante, „wenn du eine so große Frau geworden bist, wie deine Mutter?“ — „Eine Abmagerungsmachen“, sagte die Zehnjährige entschlossen.